führte. Am 1. September 1829 übernahm er die Leitung von der Witwe Stadtmann und behielt sie bis 1839. Die Schriften dieser Jahre sind selten geworden, weil sie meistens nur Gelegenheitsarbeiten waren, wie Predigten, Reden, Lieder zu Festen und Jubiläumstagen, Gedichte zu Familienfeiern und Hochzeiten. Auch die Gedichte, die er für Zeitschriften schrieb, sind heute kaum noch bekannt. Sie sind meist unter seinem eigenen Namen erschienen. Nur einige Gedichte, die er unter dem Pseudonym Siegfried Wasserfall veröffentlichte, sind bekannter geworden. Sie sind in Volksliedton gehalten und wurden gern gesungen. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1839 unter dem Titel: „Gedichte von Siegfried Wasserfall“. Sie enthält 30 Lieder, die meist in Volksliedton gehalten sind. Einige davon sind in Liedersammlungen aufgenommen worden. Sie sind heute vergessen. Auch seine Predigten sind nicht mehr bekannt. Sie sind in Predigtsammlungen erschienen. Sie

zu erfüllen haben, und bei Prozessionen, bei welchen sie den Himmel, d. h. den Baldachin, tragen. Auf Martini wohnen sie dem Gottesdienste bei und halten am Abend Versammlung zur Besprechung ihrer Vereinsangelegenheiten und zu geselligem Vergnügen.

Martini verbi,
De Wiesen fri;
Liukes un Galles
Geiht et üwer alles.

Nach altem Herkommne darf man im Spätherbste sein Vieh auch auf fremde Weide treiben. Zuerst sind die Stoppelfelder, dann die Wiesen frei. Das ist im Sauerlande eine Freudenzeit für die Kinder, die das Vieh hüten. Sie scharen sich zusammen und treiben allerlei Spiele. Beliebt vor allem ist seit uralten Zeiten das „Sautreiben" oder „Muttehüten", welches dem englischen Volksspiel Croquet ähnlich ist.

In und um Iserlohn vor 150 Jahren

Nach Peter Eberhards Müllensiefens Selbstbiographie.

Vor einiger Zeit erschienen die Aufzeichnungen eines bedeutenden Iserlohner Industriel.en, der sich auch als Landrat des Kreises Iserlohn über die Stadt hinaus besondere Verdienste erworben hat. Nicht deshalb aber kommen wir heute auf diesen in mehrfacher Hinsicht eigenartigen Mann zurück. Seine Selbstbiographie enthält so mancherlei fest an Tatsächlichem aus der Iserlohner Kulturgeschichte, wie wir es sonst kaum noch irgendwo finden. Wo haben wir z. B. ein solch klares Bild der

Iserlohner Straßen

wie hier, wo Müllensiefen seinen ersten Eindruck von Iserlohn also schildert: „Bei meiner ersten Ansicht von Iserlohn glaubte ich, in einen bewohnten Wald zu kommen, da man vor lauter steif gezogenen, großen und dichten grünen Schirmen, von Linden und Kastanien fast kein Haus erkennen konnte". — Mag sein, daß manche junge Iserlohnerin gewünscht hat, es möge nicht leicht einer von draußen in ihr Fenster sehen. Es mutet geradezu komödienhaft an, was Müllensiefen von ihnen zu erzählen weiß, und er wird sicher alles andere als übertrieben haben, schrieb er doch für seine Kinder! Müllensiefen erzählt von der

Iserlohner Jugend:

„Zu Anfang der achtziger Jahre (des 18. Jahrhunderts) traf ich beide Geschlechter in Iserlohn fast überall geschieden: hier eine Schar aufblühender und verblühender Zierpuppen mit hohen Frisuren, von duftender Pomade strotzend; dort eine bunte Horde Wüstlinge in geringer Entfernung von jenen lustwandelnd und gegenseitig in fader Kritik sich erschöpfend, der weibliche Teil nämlich in der Erfindung und Feststellung von Spitznamen, die nur ihnen kenntlich waren, die sattsam pomadierten und gepuderten Zierbengel ihrerseits in obszönen Bemerkungen. Stießen beide Gruppen zufällig einmal aufeinander, so war die Unterhaltung zwischen dem „Herrn Vetter" und der „Jungfer Nichte" mehr einseitiges Geflüster als hörbare Rede, in beiden Fällen für dritte Personen unerträglich langweilig. Nur selten entschied noch die Goldwaage für eine eheliche Verbindung mit einem auswärtigen Mammonssohn; im Orte selber erlebte man dergleichen nicht. — Diesem Uebelstande mußte nach meiner Meinung abgeholfen werden. Dem reformierten Pfarrer Grimm zu Altena und mir war dies Verdienst vorbehalten. Ohne Verabredung eines bestimmten Planes traten wir eines Morgens unsere Reformationsreise an. Nach der Mittagstafel im Ridelschen Gasthofe (später Sander) durchkreuzten wir die Stadt in allen Richtungen, ohne daß uns für unsern Zweck irgend etwas aufgestoßen wäre. In einer Nebenstraße blieb Grimm wie durch Zauber gebannt plötzlich stehen. „Still", sagte er, „ich höre Weiberstimmen!" — „Wo?" flüsterte ich. „Hier rechts, in dem großen Hause." — „Wer wohnt da?" — „Ich weiß es nicht." — „Und doch wollen wir hineingehen?" — „Auf der Stelle." — Mit diesen Worten schritt er auf die Tür zu und fing so mächtig an zu klingeln, daß mir angst und bange wurde. Vielleicht einen unverschämten Bettler vermutend, trat mit dem Ausdruck des Unwillens eine hochgroßjährige Dame ans Fenster und verschwand im Nu. Ihr folgte bald eine andere, dritte, vierte, fünfte, sechste, die alle nacheinander ebenso schnell wie verlegen in den Hintergrund tauchten, indes Grimm mit der Schelle stürmte. Endlich bog sich eine lange, hohe, kräftige Gestalt, neugierig lugend, etwas vor, und wir konnten bei ihrer raschen Umwendung deutlich verstehen, wie sie der bisherigen Phantasmagorie mit den Worten ein Ende machte: „Oeffnen Sie doch die Haustür Madam Lürmann! Es sind zwei anständig gekleidete Herren. In dem einen erkenne ich den reformierten Pastor Grimm aus Altena. Der andere ist, soviel der Haarpuder unterscheiden läßt, der junge Müllensiefen, den ich ein paarmal im Rumpeschen Hause gesehen." — Wir wurden sofort eingelassen. Beim Betreten der geräumigen Stube kündigten wir uns mit freudigem Pathos und entsprechender Gestikulation als irrende Ritter des schönen Geschlechts an. Die hohe, kräftige Dame lohnte Grimm mit einem rühmlichen Zeugnisse. Mich stellte er als seinen Freund und Kampfgenossen vor. Und siehe, in weniger als fünf Minuten saßen wir in Reih und Glied zur Fortsetzung des

Pfänderspiels

das Grimms Sturmgeläute unterbrochen hatte. Arme Mädchen, so spieltet ihr Pfänder unter euch allein! Es war, als ob unsere Teilnahme allen einen neuen Geist eingehaucht hätte. Bei Einlösung der Pfänder ließen wir, je nach der Individualität der Dame, unsern Witz spielen . . . Man pries hier Friederike Löbbecke als erste Freundin des Hauses und empfahl uns dringend, sie zu besuchen. Grimm, von mir hierzu aufgefordert, erklärte geradezu: „Das will ich fein bleiben lassen. Die Familie Löbbecke ist nicht reformiert; mir als reformiertem Pastor fehlt es durchaus an schicklichem Vorwande zu einem solchen Besuche. Ergo, Herr Kollege, gehe Er allein dorthin, uns die Friederike zu angeln." . . . Friederike, diese gemütvolle, geistreiche warme Seele, hätte meiner Ruhe leicht gefährlich werden können, hätte mein Herz nicht mit so fester unerschütterlicher Treue an Minna Rumpe gehangen. Mit diesem Talisman im verschwiegenen Busen, den Herrn im Herzen fühlte ich mich jeder Versuchung gewachsen, und da man an einen so hohen Grad moralischer Stärke in Iserlohn nie geglaubt zu haben schien, so läßt sich leicht erachten, wie sehr mein Tatbeweis mich in der öffentlichen Meinung heben . . . mußte."

Müllensiefen, bis dahin in Altena lebend, zog nach seiner Heirat mit einer Iserlohnerin nach Iserlohn, deren „freundlichen Türme" ihm am 7. Mai 1800 entgegen winkten. Dergleichen Reisen

waren damals besonders im Winter geradezu lebensgefährlich. Müllensiefen selber schildert uns eine solche

Reise im Jahre 1795:

„Es war gegen Ende Januar 1795, als ich mit meinem einzigen Gehilfen die Reise nach Soest antrat . . . Auf der Werlschen Haardt lag so tiefer Schnee, daß wir den geraden Weg verlassen und auf Werl einbiegen mußten, wo wir sehr spät anlangten, ohne Soest erreichen zu können." Noch schwieriger wurde die Rückfahrt. „Es war so tiefer Schnee gefallen, daß der Assessor mir am folgenden Morgen den längsten und stärksten Kerl in Soest, mit einer Art von Herkuleskeule bewaffnet, als Boten mitzugeben für Menschenpflicht erachtete, um uns den einzigen noch möglichen Weg auf Neheim bahnend zu zeigen. Da ich nur ein geliehenes, ungewöhnlich kleines Pferdchen ritt, kann man sich leicht vorstellen, welche Mühe ich hatte, den weiten Schritten meines bis an den Hosengürtel im Schnee watenden Heiducken nachzukommen. Dabei mußte ich vor Nacht in Altena eintreffen, um am andern Morgen wichtige, durch Einhaltung bestimmter Zahlungsfristen bedingte Wechselgeschäfte zu vollziehen. — Es war bereits neun Uhr abends, als ich am Fuße jenes berüchtigten Scheidegebirges zwischen Westfalen (kurkölnisches Sauerland) und Mark ankam, auf dessen

Giebel

ein armer Bauer, namens Adam, einsam wohnte. Ich hatte noch nicht fünfzig Schritte zurückgelegt als ich mit meinem kleinen Renner bis über den Kopf in den Schnee stürzte und deswegen von hier aus zu gehen beschloß. In der Richtung von Garbeck bis zu „Adam auf der Giebel" kreuzen unzählige Irrwege, worüber eine Menge Sagen von Reisenden bestehen, die hier von bösen Geistern sollen geneckt worden sein. Das ganze weit ausgedehnte Gebiet von Hohlwegen bildete in jenem harten Winter eine stete Schneefläche die der genauesten Ortskunde spottete. Kein Wunder daher, daß ich mich kaum aus einer Vertiefung mühsam herausgearbeitet hatte, als ich fünf Minuten später schon wieder in eine andere versank. Was mich am meisten irre machte und belästigte, war das Hasenherz meines Begleiters. Fast alle zwanzig Schritt schnellte er sein Stilett hervor mit dem Angstrufe: „Da — da — sehen Sie — sehen Sie!" Und was war es? Ein aus dem Schnee hervortauchendes Gesträuch oder ein mit Schnee belastetes Gestrüpp, das seiner aufgeregten Phantasie wie ein reißendes Tier oder ein böser Geist erschien. Durch wiederholte Vorstellung gelang es mir endlich, ihn von dieser kindischen Furcht so weit zu befreien, daß er wenigstens ruhig vorwärts schritt. Ueber meinem Kampfe mit dem Begleiter hatte ich aber auf etwa siebzig Schritt nicht an mein Pferd gedacht. Verwundert, daß es mir so leicht folgt, wende ich mich um und werde mit Beschämung gewahr, daß ich bloß den leeren Zügel nachschleppe! So geschwind es gehen will, eile ich zurück, und siehe da, das erschöpfte Tierchen steht unbeweglich, als warte es auf seinen Führer. Mit der Kinnkette hatte sich ein Riemen abgelöst, den mein abgestreiftes Zopfband nur notdürftig ersetzte. So, mit fliegendem Haar, erreichte ich, von Schweiß triefend, nach unmenschlicher Anstrengung endlich den verrufenen Berggipfel. — Der arme Adam war bis an die Kammerfenster seiner niedrigen Wohnung eingeschneit und hatte sich mit großer Anstrengung herausgraben müssen. Daher der ungeheure Schneewall rings um das ganze Gebäude, der bloß in der Richtung auf die Haustür einen einzigen Einschnitt finden ließ, kaum weit genug, einen untersetzten Mann durchzulassen. Auf unser überlautes Rufen öffnete sich endlich ein Kammerfenster, aus dem mißtrauisch „Wer da?" erscholl. Ich antwortete: „Ein paar verirrte Wanderer, in Gefahr, umzukommen!" Durch Nennung meines Namens und Standes beruhigt, erschien Adam halb nackt an der Haustür und bedauerte, daß er weder einen Schluck noch einen Bissen Brot zu unserer Stärkung verabreichen könne; denn Branntwein habe er nicht, und sein Brot sei zu einem Eisklumpen gefroren. Meiner Bitte, uns um jeden Preis mit einer Laterne bis Altena vorzuleuchten, gab er dagegen willig nach, und so kamen wir denn auf einer Wegestrecke von kaum drei Stunden innerhalb sieben Stunden morgens gegen 4 Uhr in Altena an. Ein Zufall wollte, daß wir das Hoftor glücklicherweise unverschlossen fanden und gerade auf die Klingel zuschreiten konnten. Nachdem ich Adam reichlich belohnt und entlassen, auch für mein müdes Pferd gesorgt hatte, eilte ich meinem Bette zu. In diesem hatten meine beiden Mägde gelegen, ein Umstand, dem ich nächst Gott die wunderbare Erhaltung meines Lebens zuschreiben muß; denn meine frisch angelegte Leibwäsche war hier so schnell erwärmt, daß ich bald in süßen, erquickenden Schlaf versank."

J. Suitbert Seibertz

Zum 60. Todestag des größten sauerländischen Geschichtsschreibers.

Am 17. November 1871 starb zu Arnsberg ein Forscher, ohne dessen märchenhaft unermüdliche Arbeit wir heute keinen so tiefen Einblick in die Geschichte unserer Heimat hätten. So lange Freunde der sauerländischen Vergangenheit leben, so lange wird der Name von Johann Suitbert Seibertz unvergeßlich sein. Die nachfolgenden Ausführungen haben indes noch einen anderen Zweck als nur den, dem großen Manne ein Erinnerungsmal zu setzen. Die genaue Angabe seiner Werke, Briefe wie Aufsätze, möchte allen denen dienen, die fern von Nachschlagewerken wissen möchten, wo sie zu dieser oder jener Frage der heimischen Geschichte Aufschluß bekommen könnten.

Johann Suibert Seibertz wurde am 27. November 1788 zu Brilon geboren. Nachdem er auf den Gymnasien seiner Vaterstadt und zu Düsseldorf den Grund zur wissenschaftlichen Bildung gelegt und dann ein Jahr lang zu Arnsberg unter Leitung des Geh. Rats E. Arndt und des Hofgerichtsassessors F. Arndt juristische Vorstudien gemacht hatte widmete er sich 1805—9 auf den Universitäten zu Gießen und Heidelberg der Rechts- und Staatswissenschaft. Nach bestandenem Examen begann er am 28. April 1810 seine amtlich Tätigkeit im Staatsdienst als Accessist beim Hofgerichte zu Arnsberg und wurde am 27. Februar 1811 zum Advokaten und Prokurator ernannt. Gegen Ende des Jahres nach Brilon übersiedelnd verwaltete er neben der Advokatur zunächst als Stellvertreter seines Vaters, dann 1815—18 im eigenen Namen das Amt eines Steuerempfängers und war außerdem 1814 bis 23 Patrimonialrichter zu Scharfenberg. Neben den Zivilämtern bekleidete er mehrere Jahre hindurch bis 1820 die Stelle eines Offiziers zunächst in der hessischen, dann in der preußischen Landwehr. Im Juni 1820 wurde er zum Justizamt verwalter, im Dezember 1823 zum provisorischen Justizamtmann in Rüthen ernannt und erhielt zugleich die Administratur des Amts Belecke, die er bis 1825

jene Zeit bedeutende Summe. Diese Ueberschwemmung gab dem Magistrate Anlaß, an den Abhängen hier und da Notwege einzurichten nur Fuß-, sondern teilweise auch Fahrwege man sich deren bei hohem Wasserstande bekönne und der Verkehr nicht ganz zu stocken ...

... durch Seuchen wurde Altena öfter heimgesucht. So war es am Montag nach Kirmes im Jahre 1529, als sich mit einem Male in der Frei... Altena eine neue Krankheit erhob, von der vorher noch gar nicht gehört hatte, — fast ... es, als ob diese Krankheit durch die Fremden, die zur Kirmes gekommen, hierher gebracht ... Die Krankheit hieß de Schwetende ... ede, d. h. Schweiß-Seuche. Man nannte sie wohl den „englischen Schweiß", weil sie im Jahre 1486 in England sehr viele Menschen hingerafft hatte. Die von ihr ergriffen wurden, waren in 24 Stunden, ja, die meisten bereits in 10 Stunden lebendig und tod. In dem Altenaer Freiheits-Lagerbuche, welches leider durch Brand vergangen ist, hat es nach v. Steinens Westph. Geschichte darüber geheißen:

„Die armen Borgere wehren so verschlagen und bedruckt, dat wy nicht wyten, wairhin wy uns kehren solden, dan alleen tho Gade dem Allmachtigen."

Im Jahre 1636, also mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, hat die Pest in Altena ihr Wesen gehabt, und sind damals in einem Orte von nur erst etwa 2600 Seelen, in vier Monaten ... Menschen gestorben. — Im Jahre 1689, wiederum ... die Kirmeszeit, grassierten in Altena die rote Ruhr und die Kinderblattern zugleich. Es starben ... Menschen daran. Eines Tages standen 12 Leichen zugleich über der Erde. Auch sonst waren in jenen Wochen täglich 4, 5, auch 6 Leichen zu begraben. Um Michaelis war die Krankheit am heftigsten: erst um Martini hörte sie auf. Es starben in dem Jahre innerhalb der noch kleinen evangelisch-lutherischen Gemeinde 204 Menschen!

Zu den Schicksalen, die durch Naturereignisse unseren Wohnorte bereitet wurden, gehören auch Mißwachs und Teuerung. Altena hat nicht ... dadurch zu leiden gehabt. In solchen Jahren, wo selbst in der Kornkammer der Grafschaft, in den Gegenden des Hellweges, die Ernte ... konnte man in unseren Bergen um so ... erwarten und einsammeln. Dann standen ... Früchte, die man von auswärts beziehen mußte in hohem Preise. Aus dem Jahre 1698 wird ..., daß „die Teurung des Kornes und Brotes nachlassen" wolle, ja, daß die Preise je länger gestiegen wären, so daß am 26. Mai ein ... von 7¼ Pfund auf 10 Stüber gesetzt worden. Dabei sei es noch nicht einmal geblieben. Im ... den Jahre (1699) sei der Preis eines solchen Brotes sogar auf 12½ Stüber gestiegen. Das war, so fügt die Chronik hinzu, daß das Brot ... in Altena „wohlfeiler war, als auf dem ...". Wie war das möglich? Der Hellweg ... ja doch die Frucht-Gegend, nicht Altena, nicht ... Lennetal! Trotzdem holte man damals aus ... de, Schwerte, Westhofen und aus der ... schaft Limburg sehr viel Brot aus Altena! Das Geheimnis klärt sich auf, wenn ... weiß, daß Altena in jenen Jahren sehr viel ... aus der Wetterau bezog, vornehmlich aber ... Attendorn und Olpe. Diese Orte lagen ... dem Wohnorte viel näher als die Orte an der unteren Lenne und an der Ruhr, zudem waren die Transportkosten für Altena geringer als für ... Orte.

... alle dem ist zu ersehen, daß unsere Vorfahren wahrlich auch ihre Sorgen und Kümmernisse hatten, und daß es an Ursachen zu Seufzern und Tränen nicht fehlte.

Heimat im Dorfe

Eigentlich müßten wir hinter diese Ueberschrift ein Fragezeichen machen. Denn wir stehen vor der Tatsache, daß die deutsche Dorfkultur zusammenbricht. War es bis jetzt vornehmlich der Städter, der im kulturleeren Raum heimatlos wurde, so lautet heute die Frage: Hat der Dorfbewohner noch eine Heimat? Und zwar besteht diese Frage vornehmlich für den jungen Menschen. Der nächste Westfalentag soll allein dieser Frage gewidmet sein, denn die westfälische Heimat ist gefährdet nicht nur im Industriegebiet, sondern ebenso sehr in den bäuerlichen Landschaften des Münster-, Paderborner- und Sauerlandes, um die alte Einteilung Westfalens beizubehalten. Es ist indes ein gutes Zeichen, daß auch die Staatsverwaltung diesem Problem Rechnung trägt. Der Regierungspräsident von Münster, Dr. Amelunxen, machte hierzu so beachtliche Ausführungen, daß wir sie allen um diese Frage bekümmerten Sauerländern zur Kenntnis bringen möchten; die „Westfälische Jugend", in der sie erschienen, ist ja nur beschränkten Erzieherkreisen zugänglich.

Die Agrarkrise steht im Vordergrund des Interesses. Ueberwiegend sieht man die wirtschaftliche Seite. Es wäre unverantwortlich, sie nicht zu sehen. Geringe Preise und Absatzschwierigkeiten, hohe Steuern und Abgaben brachten die Landwirtschaft in beängstigende Verschuldung. Kriegsfolgen, die unsere gesamte Wirtschaft umformten, die Landwirtschaft und den von ihr abhängigen ländlichen Handwerker und Kaufmann aber ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen haben. Schullasten und Wegelasten sind auf dem Lande überaus drückend. Es soll im einzelnen nicht angeführt werden, was Reichsregierung, Staatsregierung und Selbstverwaltung in den letzten zehn Jahren an finanzieller und sonstiger Fürsorge für die notleidende Landwirtschaft geleistet haben. Daß mit dieser Staatshilfe planmäßige Selbsthilfe zusammenwirken muß, hat der Bauer längst eingesehen! Die wirtschaftliche Situation der Nachkriegszeit zwingt ihn mehr denn je, die Produktion zu steigern und zu verbessern, den Absatz zu organisieren, die Betriebsführung kaufmännisch zu gestalten.

Diese Wirtschaftskrise hat eine soziologische und kulturelle Krise im Gefolge, die mehr als es bisher geschehen ist, beachtet werden muß! Seelische Veränderungen in unserem Bauerntum sind vorgegangen. Die geistigen Wellen, die von der Stadt durch alle Jahrhunderte hindurch auf das Land geschlagen haben, sind heute von ungeheurer Intensität. Das hat günstige Auswirkungen, aber auch, soweit jene „Wellen" die Ausläufer ungesunder Großstadtzivilisation sind, schlechte. Alte Gemeinschaften zerbrechen darüber. Die Familie, die Arbeitsgemeinschaft des Hofes, der Nachbarschaft, der Dorfgemeinschaft werden gelockert. Ueberkommene gute Sitten und Gewohnheiten, soziale Lebensformen der Gemeinschaft schwinden mehr und mehr dahin. Auch sonstige Bindungen lösen sich. Asphaltkultur gibts heute auch auf dem Lande. Lippenstifte werden schon bei den Dorfbarbieren verkauft. Das bodenständige Bauerntum ist in Gefahr!

In diese Krise der Landkultur wächst unsere Landjugend hinein. Diese Jugend ist doppelt gefährdet dort, wo Stadt und Land zusammenstoßen, wo die Autobusse die jungen Menschen Sonntags dem raffinierten Vergnügungstaumel der

Großstadt zuführen. Soll die neue Zeit dem Nachwuchs des Landes nicht verhängnisvoll werden, müssen rechtzeitig Gegenkräfte eingesetzt werden. Mit beruflicher und wirtschaftlicher Ertüchtigung allein ist es heute nicht mehr getan. Der neue Bauer, der nicht nach der Stadt schielt, der auf seine Bauernart stolz ist, die neue Familie, die neue Dorfgemeinschaft muß gefördert werden!

Dem Jugendführer auf dem Lande fällt damit eine bedeutungsvolle Aufgabe zu. Wie der Landlehrer und der Landpfarrer bestrebt sein muß, die geistigen und seelischen Kräfte aus dem Berufsethos und Arbeitsleben des Landes zu entwickeln, so muß auch der Jugendführer die Kraft der Heimat und der alten ländlichen Kultur seiner Aufbauarbeit nutzbar machen. Vielerorts hat man von öffentlicher wie privater Seite aus mit erfreulichem Sinn für die Wirklichkeit damit begonnen.

Der Jugendverein auf dem Lande muß zu einer neuen Gemeinschaftsform werden, in der junge, für die Schönheit und Lebenswerte der Heimat empfängliche, selbständige Menschen heranwachsen. Der Sinn für einfaches, schlichtes Festefeiern muß wieder geweckt werden. Die gemeinschaftsbildende Kraft des Liedes, des Volkstanzes, des Spiels, der Leibesübungen — nicht so sehr des „Sportes" — ist in den Dienst der Sache zu stellen. Ein Jugendheim, mit geringen Mitteln geschaffen, schlicht und ehrlich, muß die Arbeit unterstützen!

Die ländliche Fortbildungsschule darf nicht vom Standpunkt der „Beschäftigungsstunde" oder des Geldverdienstes angesehen werden. Die Bauerntochter schicke man nicht in die städtische Pension. Man gebe ihr vielmehr eine Ausbildung, die auf ihren Beruf und ihre Lebensverhältnisse zugeschnitten ist. Die westliche Bauernjugend soll frühzeitig für die Ostsiedlung interessiert werden. Wenn möglich, ein Ausbildungsjahr im östlichen Siedlungsgebiet! So weitet sich das Blickfeld. Neuer Lebensantrieb verdrängt die quälenden Gedanken: „Wo bleiben wir nachgeborenen Bauernsöhne, denen die Heimat keine Existenz gibt?"

Von großer Bedeutung für die Führerfrage kann die ländliche Volkshochschule werden. Sie muß die neuen Führer des Bauerntums heranbilden, echte Persönlichkeiten, fest verwurzelt in Volkstum und Heimat. Führer, die nicht im Wirtschaftlichen stecken bleiben! Bauernhochschulen gibt es eine ganze Reihe, meistens evangelisch. Auf katholischer Seite ist das Franz Hitze-Haus zu Paderborn zu nennen.

Die Heimschule bleibt das Ideal. Fern dem gewohnten Arbeitsleben vermag das Heim ernste Arbeits- und fröhliche Lebensgemeinschaft mit Berufsgenossen und Lehrern zu schaffen. Wertvoll können aber auch kurze fliegende Lehrgänge an verschiedenen Orten sein. Die geeigneten Persönlichkeiten sind vorhanden. Sie müssen nur gefunden werden! An geeigneten Räumlichkeiten fehlt es auch nicht. Mit großem Erfolg hat der katholische Jugend- und Jungmännerverband in mehreren Orten „Kurse für zeitgemäße Dorfpädagogik" abgehalten. Landgeistliche, Lehrer, Jungbauern werden da zu „neuen Dorfführern" geschult. Auch der weiblichen Jugend wird man in ähnlicher Weise Führerinnen aus dem Bauerntum geben müssen. Weltanschaulich verankert, lebenskundlich orientiert, muß diese Schulungsarbeit die Landmädchen zur freudigen Bejahung ihres Bauerntums bringen. Sie soll eine Auslese schaffen, die in Lebens- und Berufsertüchtigung, in sozialer Aufgeschlossenheit, in neuer, vertiefter Auffassung des Familienlebens Vorbild sein kann!

Gegen die Verunstaltung der Landschaft durch Reklamezeichen

Als die toll gewordene Göttin Reklame ihrer Wanderung durch Stadt und Land überall die Zeichen ihrer Narrheit aufsteckte, die Menschen allzusehr zu belästigen anfing, dachte man daran, ihr, wie man es bei Tobsüchtigen zu tun gewohnt war, die Zwangsjacke anzulegen. So wurde vor rund einem Vierteljahrhundert (2. Juni 1902) in Preußen das erste „Verunstaltungsgesetz" erlassen, dessen einziger Paragraph lautete: „Die Landesbehörden sind befugt, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden solche Reklameschilder und sonstige Aufschriften und Abbildungen, welche das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der geschlossenen Ortschaften durch Polizeiverordnung auf Grund des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 zu verbieten, und zwar auch für einzelne Kreise oder Teile derselben." Auf Grund dieses Gesetzes sind dann auch eine Reihe von Polizeiverordnungen erlassen worden, aber durch die Beschränkung auf „landschaftlich hervorragende Gegenden" und die Verwendung des Kautschukbegriffes „Verunzierung" konnte das Gesetz die Forderungen des Heimatschutzes nicht befriedigen. In dem zweiten Gesetz vom 15. Juli 1907, das vorzüglich gegen entstellende Bauten gerichtet war, aber (neben den Maßnahmen gegen die Verunstaltung des Ortsbildes durch Reklamezeichen) hier insofern in Betracht kommt, als auch ein Reklameschild unter Umständen als ... angesehen werden kann (Wolf, Recht der Naturdenkmalpflege), ist auch der Begriff „landschaftlich hervorragend" noch verwendet, doch wird nicht mehr von derartigen „Gegenden", sondern von „Teilen des Regierungsbezirks" gesprochen, so daß es genügt, „daß die zu schützende Gegend bloß gegenüber anderen Teilen des Regierungsbezirks landschaftlich hervorragt (Wolf). Dafür hat aber das Gesetz den zweifelhaften Begriff der „gröblichen Verunstaltung" eingeführt und läßt überhaupt durch gar zu viele Kautelen bei der Durchführung im Einzelfalle nur allzu häufig im Stich. Die Aermel der Zwangsjacke waren nicht genügend festgenäht ... den. Da kommt uns eine Entscheidung des Kammergerichts vom 30. 7. 29 in einer Strafsache wegen Anbringung eines Reklameschildes zu Hilfe. Es heißt darin: In dem Urteil ist nach Abwägung der einander gegenüberstehenden Ansichten der ... den Sachverständigen und auf Grund eigener ... terlicher Kenntnis der Oertlichkeit festgestellt, ... zwar gegen das in den Urteilsgründen näher beschriebene Reklameschild für sich allein betrachtet nichts einzuwenden sei, daß es aber ... Landschaftsbilde anders wirke". Der ... richter erörterte dann den Eindruck den das ... innerhalb auf den aus der Richtung x. kommenden Wanderer macht, wie es ihn besonders bei ... terer Annäherung immer mehr in seinem Ausblick auf das vor ihm liegende Tal hindert, und ... das hierdurch hervorgerufene Unlustgefühl in ... Genuß des Landschaftsbildes stört . . . Damit ... aber eine „Verunzierung im Sinne des Gesetzes vom 2. 6. 1902, die begrifflich ungefähr in der Mitte zwischen der „Beeinträchtigung" (§ 2 des Gesetzes vom 15. Juli 1907) und der „gröblichen Verunstaltung" (§ 8 des Gesetzes vom 15. Juli 1907) liegt, rechtsirrtumsfrei festgestellt (vergl. OVG. Bd. 69 S. 221 f und Goldschmidt, die Preuß. Gesetze gegen Verunstaltung 1912 ... 38 Anm. 8).